

# **Das Auge, das Blut und das Feuer**

**Ein anderer Blick auf das Christentum**

**Eric Djebe**

Originalausgabe

Veröffentlicht im BoD-Verlag GmbH, Norderstedt

September 2011

Copyright © 2011 by Dr. Gregor Mayer

Umschlaggestaltung Silvia Soukup

*Ich danke Herrn Dr. Liegstein  
für die Überlassung  
seines Manuskripts.*

*Eine Anmerkung:  
Dieser Text wurde vor gut 10 Jahren geschrieben.  
Zu dieser Zeit war das Pilgern auf dem Jakobsweg  
weit weniger verbreitet,  
als das heutzutage der Fall ist.*

*Eric Djebe, 14.06.2011*

## Inhalt

(1)	Sinkender Mond	5
(2)	Das Herz des Elefanten	24
(3)	Das Tier aus der Tiefe	40
(4)	Pantokrator	70
(5)	Wie ein Blitz vom Himmel	101
(6)	Die Nacht	132
(7)	Die Aufhebung des Urteils	139
(8)	Die Predigt Hilarios	148
(9)	Priester und Leviten	162
(10)	Das Geschenk	169

## Sinkender Mond

Wie war ich hierher gekommen? Alles, was ich hören konnte, während ich mich aus dem Schlaf heraus kämpfte, waren die schweren und mühsamen Schläge meines Herzens, mit denen es auf der Flucht vor diesem Traum von innen gegen meine Rippen hämmerte. Blindlings tastete sich mein Bewusstsein in die Richtung, in der es die reale Welt vermutete, aber umso näher ich dem Erwachen kam, desto mehr scheute ich vor dem zurück, was mich da draussen erwartete. Da schien zunächst einmal nichts zu sein als dunkle, kratzige, stickige Hitze und, wie ich fühlte, mitten darin eine Geschichte von Auswegslosigkeit und Scheitern, eine Geschichte, die nur darauf wartete, bis ich wach genug war, um mich wieder einzuschließen in das Gefängnis, das ich mein Leben nannte.

Mit einer unkoordinierten Bewegung bekam ich so etwas wie eine Woldecke zu fassen, die auf meinem Körper lag und stieß sie von mir herunter, aber das heiße Dunkel blieb und legte sich noch schwerer auf meine Brust. Der Traum, der immer noch in einem Teil meines Bewusstseins festsaß, erkannte mein Zögern, ins Wache zurückzukehren. Er belebte sich und wieder griffen seine Finger nach mir und versuchten, mich zurück in den Schlaf zu ziehen. Mit einem Ruck riss ich die Augen auf und begann, mich zu orientieren.

Zwei Minuten später stand ich auf dem nächtlichen Hof des Klosters. Irgendwie hatte ich es geschafft, von meinem oberen Stockbett herunterzusteigen, dabei die Jeans anzuziehen, mein T-Shirt einzusammeln und dann die Tür nach draußen zu finden, ohne allzu viel Krach zu machen und die anderen Schläfer aufzuwecken. Ich streifte das Shirt über und lehnte mich an die Außenwand des Schlafraums hinter mir. Geistesabwesend bewegte ich meine nackten Zehen; es tat gut, aus meinen Wanderschuhen heraus zu sein.

Vor mir, am westlichen Himmel, stand der fast volle Mond. Es würde nicht mehr lange dauern, bis er hinter den Dächern der Klosterbauten gegenüber verschwunden war. Rechts von mir konnte ich in seinem schweigenden Licht das Tor des Klosters sehen, ein Steinbogen mit ein paar uralten, verrosteten Türangeln. Und einige Kilometer dahinter, das wusste ich, verlief irgendwo da

drunten in der Ebene der Camino, der Jakobsweg, die Pilgerstraße nach Santiago de Compostella.

Bevor ich recht wusste, was ich tat, hatte ich mich mit einer jähen Bewegung von der Wand abgestoßen und mich von dem Tal und der Wallfahrtsroute abgewandt; ich machte sogar einige Schritte nach vorne, um die Ecke des Schlafrums herum, weg von der Gegenwart des Camino in meinem Rücken. Vage meldete sich eine Erinnerung in mir, die mich vor irgendetwas warnen wollte, aber ich achtete nicht darauf und dann war es zu spät. Ich befand mich plötzlich wieder mitten in meinem Alptraum: Genau hier, vor der Treppe der Klosterkirche, war ich im Traum gestanden und dort oben, auf dem obersten Absatz, vor dem Kirchenportal, der Mönch. So eindringlich war die aufblitzende Erinnerung, dass ich einen Augenblick lang glaubte, im Schatten des Portals seine Umrisse zu erkennen, aber da war nichts.

Sonst aber hatte ich den Ort mit gespenstischer Genauigkeit wiedererkannt. Ganz so war es gewesen: die flachen, buckeligen Stufen, gerade noch sichtbar im Mondschatten und oben die Kirchenfront mit dem großen zweiflügeligen Tor, eingefasst rechts und links von einem Bündel romanischer Säulen und darüber den großen Steinbogen. Nur das Tympanon war irgendwie anders gewesen, also die halbrunde Fläche über der Tür und unter dem Bogen.

Hier, in dem kalten Licht des sinkenden Mondes, sah ich, was dort wirklich angebracht war und was mich heute abend so sehr beschäftigt hatte: ein altes, steinernes Relief mit einer Darstellung des Jüngsten Gerichts, allerdings fast bis zur Unkenntlichkeit verwittert. Und ja, das weiße Mondlicht war ausreichend, so dass ich auch das Teufelchen sehen konnte, das da rechts unten, gleich über der Tür, in einem geschützten Eck fast unbeschadet überlebt hatte und nach so vielen Jahrhunderten immer noch seine kleine steinerne Zunge herausbleckte.

Ich hatte mich durch den Anblick ablenken lassen und dabei wohl eine unvorsichtige Bewegung gemacht, denn plötzlich schoss wieder der reißende Schmerz hinten an meiner Kniekehle hoch und erinnerte mich daran, warum ich hier oben war und warum ich meine Wanderschaft dort unten auf dem Jakobsweg abgebrochen hatte. Der Camino war ein Fehlschlag gewesen. Er hätte ein Neubeginn hätte sein sollen, hatte sich aber in eine Niederlage verwandelt und zuletzt hatte auch mein Körper, wie es schien,

einfach aufgegeben. Ich empfand das in diesem Augenblick als den endgültigen Verrat an – mir? An meinen Zielen? An was?

Ich drehte mich um und setzte mich auf die Stufen, wobei ich das Bein mit dem defekten Knie sorgfältig ausstreckte. Die Nacht begann gerade damit, sich ein wenig abzukühlen; irgendwo zirpte eine Grille vergeblich gegen die immer noch lastende Hitze unter dem Mond an. Ich beugte mich nach vorne. Von hier aus konnte ich immer noch eine Ecke des Tors sehen. Wie war ich hierher gekommen? Was war geschehen?

Nein, es gab kein einschneidendes Erlebnis, keine dramatische Situation, auf die ich jetzt hätte zeigen können und sagen: Da hat es begonnen, deshalb hat sich alles verändert. In den letzten Jahren war alles, wie es immer gewesen war, aber es schien mir, als würde eine zunehmende graue Dämmerung in mein Leben kriechen.

Natürlich könnte ich das, was mir zugestoßen war, eine Krise nennen, aber mir gefällt das Wort hier nicht besonders. „Krise“ meinte ursprünglich einen Umschwung: Eine zunächst ganz befriedigende Situation ist allmählich schlechter geworden und befindet sich jetzt an einem Punkt, wo entweder eine plötzliche Besserung eintritt oder ein dramatischer Absturz. Meine Situation war aber nie befriedigend gewesen, ich war nur früher jünger gewesen (keine sehr erstaunliche Tatsache), mit einem größeren Vorrat an animalischer Kraft, einer kindlichen Freude an Neuem, auch an schlechtem Neuem und der Sucht nach Siegen, auch wenn der Kampf zu diesem Sieg eigentlich idiotisch war. Es war die Zeit, in der ich mir wie in einem tollen Film vorkam, wenn ich in der Firma die ganze Nacht am Computer durchrackerte, toll war der Film schon allein deshalb, weil ich mich darin in der Hauptrolle fühlte.

Das Zubehör, die Requisiten zu meinem Film wechselten mit den Jahren: Meine Visitenkarte, mein Schreibtisch, mein Bankauszug und mein immer mehr gelichtetes Haupthaar. Bei diesem Gedanken strich ich mir über den Schädel und fühlte die Knochenbuckel, unter denen mein Gehirn nutzlos vor sich hin fieberte. Einen Moment legte ich mein Gesicht in die Hand und schloss die Augen. Dann lehnte ich mich auf die Steintreppe zurück und überlegte weiter.

Ja, einiges hatte sich geändert in dieser Zeit, aber die grundlegende Handlung des Films und meine Rolle darin blieb immer gleich. Allmählich war in mir das Gefühl gewachsen, dass

mein täglicher Kampf um das wirtschaftliche Vorwärtskommen nichts war als die Endlosschleife aus einer chinesischen Kung-Fu-Oper: Rennen, Springen, Schlagen, Treten, Zusehen, dass ich selbst nicht unter die Räder kam und dass ich notfalls jemand anderen darunter brachte. Ich kam noch gut mit, kein Problem, aber Spaß machte das alles nicht mehr und, was viel schlimmer war, ich sah nirgends eine echte Alternative. Ich hatte vielleicht zu spät eingesehen, dass ich mich irgendwann einmal nur noch mit bloßer Willenskraft vorwärts bewegen würde, meine innere Unzufriedenheit hatte sich tief in meine ganze Existenz eingefressen und verdunkelte mir von dort aus immer mehr jede Stunde meines Lebens.

Jetzt, hier unter dem sinkenden Mond, wusste ich, dass mein Ausbruchversuch, der mich hierher gebracht hatte, nicht funktionieren konnte und im Grunde wusste ich das schon, als ich in dem kleinen Reisebüro schräg gegenüber meiner Arbeitsstelle saß. Aber damals hatte ich mir eingeredet, dass eine Pilgerfahrt etwas war, was ich in einer solchen Situation zumindest versuchen konnte und der Besitzer des Büros war begeistert.

Immer wieder, wenn ich dort meine Geschäftsreisen gebucht hatte, hatte er mir wie zufällig von den besonderen Urlaubsangeboten erzählt, auf die er spezialisiert war, und endlich hatte ich angebissen. Jetzt hatte er eine Karte des nördlichen Spanien ausgebreitet und markierte mit dem Stift den Weg, den ich gehen sollte: Den Jakobsweg, die Pilgerstraße nach Santiago de Compostella. Und während er mir von den kleinen Gasthäusern und Hotels erzählte, in denen er für mich eine Übernachtung arrangieren würde – („In unserem Alter liegt man nicht mehr so gerne in Massenherbergen, die Besitzer holen Sie gerne von da und da ab“) – hatte ich versucht, in meinem Geist die Bilder festzuhalten, die mich zu diesem Unternehmen verlockt hatten.

Ich erwartete nämlich von der Wanderung selbst, von den Leuten, die ich treffen würde und auch von dem Wallfahrtsort am Ziel nichts, was mir persönlich weiter helfen könnte, auch abgesehen davon, dass der Jakobsweg allmählich zu einer Massenveranstaltung geworden war. Aber etwa eine Woche zuvor hatte ich bei einer Einladung in einem alten Bildband geblättert, der da herumlag und der Schwarz-Weiß-Aufnahmen von romanischen und gotischen Kirchen enthielt, alle entlang der Pilgerstraße nach Compostella. Irgend etwas an diesen alten Fotos



hatte mich berührt, die steinernen Heiligen, die mich aus diesen stillen Räumen ansahen, hatten mich an den Glauben meiner Kindheit erinnert, an den Schauer der Andacht, den ich damals empfand, wenn ich dem gegenübertrat, was mir damals als die Welt des Göttlichen und Heiligen erschien. Mit einer vagen Erwartung, die ich mir fast selbst nicht eingestand, hoffte ich auf irgend eine Wiederbegegnung mit diesen Gefühlen und auf irgendetwas, was daraus folgen könnte. Bevor ich ein halbes Jahr später dann tatsächlich zu der Reise aufbrach, kaufte ich mir sogar extra ein Tagebuch, um die Gedanken zu formulieren und festzuhalten, die sich unterwegs einstellen würden.

Natürlich konnte das nicht gut gehen. Und hier, alleine auf den Steinstufen, erkannte ich es ganz genau: Ich hatte eine Pilgerfahrt machen wollen, ohne mich im Inneren wirklich darauf einzulassen und sie war zu einer Katastrophe geworden. Im Endergebnis hatte ich nichts gewonnen und vieles zerstört von dem, was in mir noch von den alten Herzensregungen wach war. Ich dachte an die Kirchen, die ich auf meinem Weg da unten besucht hatte, die stillen, schweren Räume, die steingeschnitzten Heiligen an den Säulen, das einfallende Licht; je länger ich darin gesessen war und je länger ich versucht hatte, daraus eine Botschaft herauszuhören, desto stummer wurde all das, desto fremder wurde es mir. Der Weg, nun gut, das war eben ein markierter Wanderweg durch Spanien und die anderen Pilger waren teilweise sehr nett und fanden sich immer zu interessanten Gruppen zusammen, aber ich konnte nicht dazugehören. Der ganze Jakobsweg wurde für mich zu einer großen verschlossenen Tür mit einem Guckfenster darin, das mir nur zeigte, dass nichts dahinter war, zumindest nicht für mich.

Und dann noch das Wetter. Eine wochenlange Trockenheit mit extremen Hitzegraden hatte die Vegetation verdorren lassen und eine Landschaft geschaffen, die mir wie eine Entsprechung der Wüste in mir selbst erschien. Nachts hatten mich die Temperaturen nicht schlafen lassen, ich war wach gelegen und hatte versucht, an nichts zu denken. Das Tagebuch, das ich in meinem Rucksack mitschleppte, war noch immer unbenutzt, enthielt nichts außer ein paar durchgestrichenen Absätzen zu Beginn.

Trotzdem war ich weiter gelaufen. Erstens bin ich von Natur aus ziemlich stur, zweitens tat es mir leid um die schöne Organisation der Reise, drittens wollte ich zu Hause niemandem

erklären müssen, warum ich plötzlich aufgehört hatte, viertens wollte ich mein äußerst klägliches Spanisch üben und fünftens tat mir das Wandern einfach gut, ich gehe gerne zu Fuß und die Gasthäuser unterwegs waren oft sehr reizvoll. Allerdings begann sich mit der Zeit mein Knie zu melden. Vor langer Zeit war ich einmal wegen einer Absplitterung am Gelenkkopf operiert worden und meine Sehnen und Bänder hatten sich erst nach Jahren wieder gefestigt, doch hatte ich seither keine Beschwerden mehr gehabt. Jetzt aber bekam ich, zunächst in größeren Abständen, wieder ein Echo des altgewohnten reißenden Schmerzes zu spüren. Ich glaubte immer noch, ich könnte ihn durch sorgfältiges Einbinden des Knies in Schach halten. Heute Mittag aber hatte er mitten im Gehen plötzlich in alter Wucht zugeschlagen.

Meine geplante Tagesetappe konnte ich vergessen, es war eine Gegend, in der ein Taxi oder etwas ähnliches kaum aufzutreiben war. Da ich nur ein paar hundert Meter hinter einem Dorf mit einer offiziellen Pilgerherberge war, beschloss ich, zurückzuhumpeln und zumindest einmal zu fragen, ob ich dort für die Nacht unterkommen könnte. Die Unterkunft war schon komplett belegt, aber die Herbergswirtin war sehr rührig und hatte schon für ein paar Überzählige einen Platz in einem Kloster ein paar Kilometer weiter organisiert, wir würden, weil es so schwer zu finden war, sogar gegen Abend mit dem Auto abgeholt werden. Sie deutete allerdings an, dass unsere Gastgeber für diesen Service eine großzügige Spende erwarteten.

Ich setzte mich etwas abseits unter einen Baum in den Schatten und beschloss, die ganze Sache abzublasen. Ich hatte jetzt einen echten Grund, aufzuhören und mein schöner Marschplan war sowieso im Eimer. Ich würde noch in dem Kloster übernachten und morgen dem Jakobsweg Adieu sagen. Jetzt, wo meine Entschlossenheit wegfiel, mit der ich trotz allem weitergegangen war, brach das Elend meines vergeblichen Versuches zum ersten Mal ungehemmt über mich herein. Ehrlich gesagt, konzentrierte ich mich mit aller Kraft auf den Blick in die Landschaft um mich herum, um nicht zu heulen, was bei einem Mann in meinem Alter nicht besonders gut aussieht.

Tatsächlich war, als die Sonne sich tiefer senkte, ein alter Toyota-Pickup vorgefahren. Vom Fahrersitz kletterte ein echter Mönch in Kutte herunter und verschwand in der Herberge. Ich hörte ihn in einem Maschinengewehr-Spanisch mit der Wirtin

sprechen und lachen, irgendwann einmal kam er offensichtlich zur Sache und trat kurz darauf mit den Mitfahrkandidaten und der Herbergsmutter vor das Haus.

Ich hatte mich hochgehievt und war dazugehüpft, er musterte mich kurz, fragte die Wirtin etwas und wies mich dann auf den Beifahrersitz. Nachdem er den Rest der Gesellschaft und das Gepäck auf der Ladefläche verstaut hatte, kam er nach vorn und setzte sich neben mich. Er ließ den Motor an, rief im Losfahren noch etwas zum Fenster heraus und schwenkte auf die Straße ein. Er sprach dann nichts mehr, entweder merkte er, daß mir nicht nach Reden zumute war, oder er konzentrierte sich auf das Fahren, das mit einem Anstieg mit jaulendem Motor und durchdrehenden Reifen zu einem hochgelegenen, teilweise ziemlich vernachlässigt aussehenden Gebäudekomplex endete und schließlich war er durch das Tor dort um die Ecke eingefahren. Hier war für mich der Jakobsweg zu Ende. Compostella, wo sein Ziel ist, heißt auf deutsch „Sternenfeld“, aber ich war nicht hingekommen.

Die Unterkünfte waren überraschend wohnlich und es waren schon einige Lagerstätten belegt, offensichtlich von Gästen, die den Umweg von der offiziellen Pilgerstraße nicht gescheut hatten. Ich verstaut mein Gepäck und hinkte über den Hof in Richtung des Essensraums. Es war zwar noch nicht spät genug für die Abendmahlzeit, aber die anderen hatten sich schon dort versammelt und ich hatte ziemlich Durst.

Und hier war ich dann stehen geblieben, hier vor den Stufen der Klosterkirche, vor dem Portal und dem Relief im Tympanon. Ich musste mich nicht umdrehen, ich wusste noch genau, wie es aussah. Es stellte, wenn auch stark verwittert, das Jüngste Gericht dar. Christus in der Mitte, die Guten rechts und die Bösen links von ihm, die letzteren natürlich auf dem Weg in den Höllenrachen, all das war gerade noch zu erahnen. Nur im Eck, unterhalb des Eingangs zur Unterwelt, war ein kleiner Teufel fast noch vollständig erhalten, offensichtlich war er in seinem Winkelchen vor den Wettereinflüssen der Jahrhunderte geschützt gewesen. Und hier war ich gestanden und hatte ihn einige Minuten lang betrachtet, während derer er mir meine Lage mit gnadenloser Genauigkeit aufzeigte.

Er sah aus wie eine dämonenartige Kreuzung aus einem Frosch und einem Ziegenbock. Ich glaubte, völlig zu Recht, nicht an solche Gestalten. Die Geschichte, der sie entsprungen waren, die

große christliche Erzählung von Gott und der Welt, war mir zu einem leeren Marionettenspiel geworden, und mit ihr dieses Relief, das ein Teil dieser Erzählung war. Die kleine gehörnte Figur, die die Zeit überstanden hatte, hatte nicht mehr Sinn als der gleichgültige Stein, aus dem sie gehauen worden war, ja, sie hatte weniger. Sie entstammte einem verlorenen Universum, das für mich nur noch mit einem absurden Geklapper angefüllt war. Ich stand ihr hier gegenüber in dem Universum meines eigenen Lebens, in dem ich ebenfalls keine Bedeutung mehr erkennen konnte. Das Einzige, das an dem Teufelchen Sinn machte, war seine winzige herausgebleckte Steinzunge, die mich über diesen riesigen Graben hinweg verhöhnte.

Das Abendessen war, zu meiner Überraschung, zwar einfach, aber sehr gut, und es gab auch einen recht anständigen Wein, so daß ich meine dunkle Stimmung erst einmal beiseitelegte und beschloss, meine letzte Zeit in Spanien so gut wie möglich zu genießen. Leider wurde mir dieser Vorsatz ziemlich schnell wieder kaputtgemacht durch die heftige Auseinandersetzung, die drei Pilger am anderen Ende des Tisches miteinander führten. Eine betonkatholische Italienerin, eine esoterische Französin und ein evangelikaler Engländer begannen, sich in teilweise sehr schlechtem Englisch über Religion zu streiten. Ausgangspunkt war die Behauptung der Französin, daß der Jakobsweg in Wirklichkeit ein vorchristlicher keltischer Pilgerpfad sei, Endpunkt war ein sich im Kreise drehender Schlagabtausch über das Göttliche und die Welt.

Anfangs fand ich die Diskussion ganz anregend. Als ich etwa fünfundzwanzig war, hatte ich begonnen, mich lange und intensiv mit den verschiedenen Religionen und auch mit dem christlichen Glauben zu befassen, ich hatte bei zeitgenössischen Theologen, in der Bibel und sogar ein bisschen in den Kirchenvätern nachgelesen. An dem einen oder anderen Punkt der Auseinandersetzung zwischen den dreien war ich sogar versucht, einzugreifen und eine gar zu gewagte Behauptung richtigzustellen, aber ich war mir sicher, daß dies nur zu einer noch größeren Verwirrung der Standpunkte führen würde. Vor allem aber stellte sich mit der Zeit bei mir dasselbe Gefühl ein, das mich beim Betrachten des Jüngsten Gerichts erfasst hatte: Die drei Streithähne waren, jeder für sich, in ihrer eigenen Welt gefangen, innerhalb derer alles für sie Sinn machte und alles ein Ansporn zu höchstem Eifer war.

Nach außen drangen aber nur unverständliches Geschrei und sinnentleerte Gesten, die in dem Vakuum zwischen den drei Weltanschauungen umherflatterten und zusammenstießen. Ich aber hatte dieses Vakuum in meinem Inneren und meine eigenen Gedanken und Ziele torkelten darin ebenso inhaltslos gegeneinander wie die Reden dieser drei.

„Nun, es ist nicht ganz das Jüngste Gericht.“ Es dauerte mindestens eine halbe Sekunde, bis ich realisiert hatte, dass tatsächlich jemand diesen Satz nahe an meinem rechten Ohr gesagt hatte. Erstens stimmte er zu gut zu meinen eigenen inneren Gedanken, zweitens wusste ich, dass heute Abend zufällig einmal kein deutscher Pilger zugegen war, drittens aber war der Tonfall weit entfernt von allem, was hier zu erwarten war. Ich hatte vor einigen Jahren einmal am Radio ein Interview mit einem alten österreichischen Rittmeister gehört, der bei Ende des zweiten Weltkriegs die Lippizanerpferde der Hofburg gerettet hatte und sein äußerst gebildetes, höflich distanzierendes Deutsch hatte mich fasziniert. Diese Sprache war mir nie live begegnet - bis zu diesem Augenblick. Nach meiner halben Schrecksekunde wendete ich den Kopf und sah neben mir den Fahrer des Toyota stehen, der lächelnd auf mich herabsah.

Im Pickup hatte ich nicht groß auf ihn geachtet, jetzt sah ich, daß er mittelgroß und hager, aber kräftig war. Sein Gesicht war braun gebrannt und vom Wetter und von einem schwer bestimmbaren Alter gefurcht, die Haare waren weiß. Bemerkenswert waren allenfalls seine aufrechte Haltung und die Augen: Die Farbe war grau und ich habe später lange darüber nachgedacht, wie ich ihren Blick beschreiben könnte. Er war nicht durchdringend, das heißt er ging nicht nach außen, auf das Gegenüber zu, er war auch nicht ruhig, also in gewisser Weise nach innen gewandt, sondern es war etwas dazwischen, etwas, das vielleicht am ehesten als stetig, manchmal auch als steinern zu bezeichnen wäre. Nach einer weiteren Sekunde, in der mein Gehirn einen Purzelbaum schlug bei dem Versuch, den spanischen Toyota-Mönch mit dem eben gehörten aristokratischen Österreichisch in Einklang zu bringen, brachte ich nichts Klügeres heraus als die Frage: „Sie sprechen deutsch?“

„Ich versuche es“, war die Antwort und mein merkwürdiger Gesprächspartner fuhr fort: „Entschuldigen Sie bitte mein improvisiertes Zirkusstück als Gedankenleser. Ich habe Sie zuvor

in Betrachtung unseres einigermaßen hinfalligen Jüngsten Gerichts gesehen und Ihr Gesichtsausdruck war aufs Haar der gleiche, den Sie gerade bei der Verfolgung der laufenden Disputation hatten.“ Er nickte zu den dreien hinüber. „Sie haben einige Male den Ansatz gemacht, selbst einzugreifen und es ist mir aufgefallen, dass dies immer bei sehr – ungewöhnlichen Beiträgen der Fall war.“ Sein schwebender, ganz leicht schleppender Tonfall eignete sich, wie ich später am eigenen Leibe erfahren mußte, sehr gut dazu, Ironie auszudrücken; seine Art, „ungewöhnliche Beiträge“ zu sagen, mit einer ganz kleinen Pause davor, war die eines abgeklärten Kindermädchens, das gerade einige ganz besonders abwegige Streiche seiner Schützlinge erzählt. „Sie gestatten?“ fuhr er fort und wies auf den leeren Stuhl mir gegenüber. Ich merkte, dass er tatsächlich wartete, bis ich ihm die Erlaubnis geben würde, und fühlte mich von soviel Höflichkeit gedrängt, mich trotz meines Knies bei meiner Einladung halb von meinem Sitz zu erheben.

Er bedankte sich und ließ sich in der Haltung nieder, die ich so noch oft kennenlernen sollte, völlig aufrecht und doch entspannt, die Hände locker im Schoß liegend. „Erlauben Sie mir zunächst, als dem Älteren von uns beiden, mich vorzustellen.“ Er verbeugte sich leicht im Sitzen: „Frater Hilario.“ Ich nannte meinen eigenen Namen „Jakob Liegstein“ und er verbesserte mich: „Doktor Jakob Liegstein. Verzeihen Sie, Herr Doktor, ich habe Ihren Titel bei der Anmeldung auf Ihrem Ausweis gesehen.“

Ich hatte tatsächlich vor langer Zeit in Philosophie promoviert, legte aber absolut keinen Wert mehr auf den Titel, außer wenn er dazu nützlich war, mir besonders unverschämte Zeitgenossen ein wenig vom Leibe zu halten. Das, was ich auf der Universität gelernt hatte, war zu weit entfernt von meiner jetzigen Lage und hatte sich als irrelevant erwiesen gegenüber dem, was ich seitdem erlebt hatte. Ich kannte auch die österreichische Sucht, den Gesprächspartner mit hochtrabenden Titeln anzureden, im Notfall mit erfundenen.

Trotzdem gelang es mir nicht, über den nationaltypischen Einwand meines Gegenüber zu lächeln. Es schien, als würde er mich daran erinnern, dass ich, bei aller Verzweiflung, nicht das Recht hatte, den hilflosen Deppen in einer ausweglosen Falle zu spielen. Immerhin hatte die Gesellschaft eine Menge Geld investiert, um mich die besten Denker der Weltgeschichte studieren zu lassen und ich hatte die Bescheinigung, dass ich diese Ausbildung

erfolgreich zu Ende gebracht hatte. Ich war nicht besser als andere, aber man hatte mir die besseren Chancen gegeben.

Die Augen meines Gegenüber ruhten immer noch auf meinem Gesicht und ich hatte einen Moment lang das unangenehme Gefühl, dass er ziemlich genau wusste, was in mir vorging. Im Rückblick kam mir dies allerdings ziemlich unwahrscheinlich vor, und als ich später Hilario selbst danach fragte, machte er nur eine seiner ungeduldigen Handbewegungen. Wie dem auch sei, bei mir hat sich dieser Moment festgesetzt als der Beginn meiner Lehre oder vielmehr, wie Hilario es immer mit Nachdruck bezeichnete, der Beginn meiner Selbstinstruktion.

An diesem Abend aber war davon wenig zu spüren, er endete eher in gegenseitiger Abneigung. Bei mir begann sie schon, als die drei am Ende des Tisches neugierig zu uns herüberblickten und offensichtlich brennend an dem neuen Gesprächspartner interessiert waren. Ich war zwar nicht scharf darauf, mit ihnen eine Unterhaltung zu beginnen, die Art, wie Hilario sie aus unserer Zweierunde ausschloss, empfand ich aber als ausgesprochen unangenehm. Natürlich sprachen wir Deutsch, was offensichtlich keiner von ihnen verstand, aber das war nicht alles. Ich hätte nicht sagen können, wie er es schaffte, er sah nie hinüber und sein Ausdruck blieb zwar zurückhaltend, aber offen und freundlich, trotzdem signalisierte er unseren Tischnachbarn mit völliger Klarheit, dass er sich genausowenig mit ihnen unterhalten wollte wie mit ein paar Regenwürmern draußen vor der Türe. Mir gegenüber blieb er, zumindest im Ton, von gewinnender Höflichkeit, als er begann (ich versuche, seine Worte so genau wie möglich wiederzugeben) :

„Ich hoffe, dass ich Ihnen mit meiner Bemerkung nicht zu nahe getreten bin. Ich habe Sie vor dem Tympanon unserer Kirche stehen sehen und Sie waren so in das Relief vertieft, dass Sie mich nicht bemerkt haben, als ich an Ihnen vorbeigegangen bin, es schien, wenn Sie mir gestatten, eine – nun – tiefe persönliche Bedeutung für Sie zu haben. Aber, um noch einmal auf die Diskussion zurückzukommen, die Sie eben verfolgt haben: Die dort vertretenen Ansichten haben Sie, wie mir schien, auf ähnliche Art bewegt, dabei handelt es sich dabei um etwas völlig anderes, sie sind ganz einfach falsch.“

Die lässige Überzeugung, mit der er dieses „falsch“ aussprach, gefiel mir gar nicht. Hier war ein Mönch, vielleicht mit einer

interessanten Vergangenheit, aber doch wohl seit vielen Jahren gut behütet hinter Klostermauern, die seine religiösen Überzeugungen vor jeder echten Probe im rauen Wind der Welt schützten. Ich war gerne bereit, ihm seinen eigenen Glauben zu lassen, der mich im Übrigen nicht weiter interessierte, sprach ihm aber erstens das Recht ab, so pauschal über die Ansichten von Außenstehenden zu urteilen und war zweitens auch nicht bereit, darüber groß zu diskutieren. Ich sagte deshalb kurz: „So grundlegende Überzeugungen sind immer subjektiv.“

Er jedoch ließ sich von meinem barschen Ton nicht im mindesten irritieren, sondern fuhr in derselben liebenswürdigen Art fort: „Es ist mir zwar peinlich, sie korrigieren zu müssen, Herr Doktor, aber ich glaube, Sie verwechseln Subjektivität mit Beliebigkeit.“ Er machte eine kleine Pause, wohl um mir die Gelegenheit zur Antwort zu geben, aber alles, was ich denken konnte, war in etwa: „Oh Gott, ein Klosterbruder, der sich jahrelang seine Theorien zusammengebastelt hat und ausgerechnet mich als Opfer gefunden hat.“

Er übergang mein Schweigen und fuhr fort: „Ich habe die gerade geäußerten Ansichten als falsch bezeichnet und Sie haben so getan, als wäre die Frage von Wahr und Falsch nicht anwendbar auf subjektive Meinungen. Das ist aber nicht richtig. Nur beliebige Weltbilder, bei denen jede Einzelheit völlig egal ist, wären tatsächlich erhaben über Wahr und Falsch, aber die Vorstellungen, die wir soeben gehört haben, folgen durchaus allgemein gültigen Regeln.“

Sehen Sie, die reizende junge Dame mit den Kelten könnte sicher genau so gut die Meinung vertreten, dass der Jakobsweg stattdessen von den alten Basken erfunden wurde, das heißt aber nicht, dass ihre Weltsicht beliebig ist. Wenn das wirklich der Fall wäre, dann könnte sie auch behaupten, dass sich der Jakobsweg alle zwei Meilen in eine baskische Pilgerstrasse verwandelt und dann nach zehn Metern wieder keltisch wird. Sie und ich können aber ziemlich genau voraussagen, dass sie keine solche Theorie aufstellen wird, das heißt, wir können in ihren Anschauungen bestimmte, allgemein gültige Regeln erkennen, denen sie folgt, und das heißt wiederum, dass ihre Anschauungen nicht völlig beliebig sind.“

Ich war schon lange niemandem mehr begegnet, der aus dem Stand einen so geschliffenen Redefluss zustande bringen konnte,



auch waren seine Überlegungen überraschend konkret und nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Ich war aber einigermaßen sicher, daß sie über irgendwelche abstrusen Hintertreppen zu einem Gottesbeweis oder etwas Ähnlichem führen sollten und gab deshalb vorsichtshalber keinen Kommentar ab. Ohne sich durch mein verstocktes Schweigen stören zu lassen, entwickelte Hilario seine Gedanken weiter:

„Oder nehmen Sie die charmante Tischpartnerin mit der Unfehlbarkeit des Papstes. Wenn wir sie auf die Tatsache hinweisen würden, dass seine Heiligkeit Honorius der Erste vom dritten Konzil zu Konstantinopel der grauenhaften Ketzerei des Monotheletismus für schuldig befunden wurde, würden ihr mehrere Wege offenstehen, um trotzdem daran festzuhalten, dass alle Päpste immer unfehlbar sind.“

In Wirklichkeit sagte er, mit seiner unnachahmlichen ironischen Betonung, „wegen der grauenhaften Häresie des Monenergismus vulgo Monotheletismus anathematisiert wurde“. Derartige Ausdrücke waren Hilario völlig selbstverständlich und ich habe hier und anderswo versucht, sie für den Leser zu entschärfen, ohne seine typische Sprechweise allzusehr zu verfälschen. Seine Rede floss mühelos weiter, während ich noch dabei war, all diese erstaunlichen Fremdwörter in meinem Kopf zu sortieren.

„Sie könnte erstens das Ganze als Erfindung der Freimaurer abtun oder sie könnte zweitens, wie viele offizielle Quellen der Kirche, die eindeutige Verurteilung durch das Konzil zu einer etwas übertriebenen Rüge erklären, erteilt wegen nicht ganz hinreichendem Eifer bei der Verfolgung einer Irrlehre. Die Dame könnte natürlich auch von der Unfehlbarkeit des Papstes abgehen, aber so weit will ich mich jetzt nicht versteigen. Wenn wir also bei den ersten beiden Möglichkeiten bleiben, dann wäre die zweite davon eindeutig geschickter, weniger leicht zu widerlegen etcetera etcetera, das heißt, sie wäre besser und die erste schlechter. Sind Sie soweit einverstanden?“

Ich war von der beiläufigen Erwähnung von Päpsten, Ketzereien und Konzilen so fasziniert, dass ich mir zunächst die Sache mit dem Monotheletismus erklären ließ, sonst hätte ich mir diese Ausdrücke auch unmöglich merken können. Damit hatte ich mich auf eine Antwort eingelassen und mußte zugeben, dass ich im Moment seinen Ansichten nichts entgegensetzen konnte.

„Vielen Dank.“ Hilario machte eine Pause und sah mich an. „Jetzt kommt's“ dachte ich und machte mich innerlich bereit. Wenigstens war ich nach dem verurteilten Honorius einigermaßen sicher, dass nicht irgendwelche Prophezeiungen von Marienerscheinungen oder Ähnliches auf mich zukam. „Es gibt also in den eher subjektiven Anschauungen unserer nicht mehr anwesenden Freunde“ – die drei waren an einen gastlicheren Tisch umgezogen, frustriert von der aristokratischen Kälte, die Hilario in ihre Richtung verbreitet hatte – „offensichtlich ein von außen erkennbares Besser und Schlechter. Ihre Meinungen bilden zwar jeweils eine geschlossene Welt für sich, aber auch innerhalb dieser Welt sind einzelne Aussagen von höherer und andere von niedrigerer Qualität, es geht sozusagen in eine Richtung aufwärts und in die andere abwärts. Ich könnte nicht bis ins Letzte erklären, worin dieses Gefälle zwischen Besser und Schlechter besteht, aber es ist erkennbar, es ist da.“

Wieder die Pause. Wieder fiel mir auf die Schnelle kein Kommentar ein. Er lehnte sich zurück und steckte die Hände überkreuz in die Ärmel seiner Kutte. Plötzlich schloß er die Augen und als er sie wieder öffnete, hatte er sie nach unten gerichtet, auf die Tischplatte vor ihm. Seine Stimme war leiser geworden, für einen Außenstehenden hätte es wohl geklungen, als würde mit sich selbst reden, mir schien es aber, als würde er zum ersten Mal an diesem Abend wirklich zu mir sprechen: „Wenn es aber ein solches Gefälle gibt, was sollte einen daran hindern, ihm in die Richtung des Besseren zu folgen, bergauf, bis zu der Grenze, an der aus dem Besseren das Wahre wird, bis zur Grenze zwischen Wahr und Falsch?“

Ich war, wie ich zugeben musste, fast gegen meinen Willen bewegt. Der Mensch, der da vor mir saß, hatte sich viele Gedanken gemacht und meinte es ernst. Trotzdem konnte ich ihm diesen letzten Schritt nicht durchgehen lassen. „Verzeihung,“ sagte ich, „aber da kann ich Ihnen nicht folgen. Wenn man im Bereich der Weltanschauung oder der Religion etwas als wahr bezeichnet, dann heißt das gleichzeitig, daß alle anderen Überzeugungen falsch sind und auf einmal landen Andersgläubige auf dem Scheiterhaufen, die vielleicht klüger und besser sind als wir selbst.“

Hilario blieb nach hinten gelehnt, aber seine Stimme nahm jetzt wieder ihren alten Tonfall an und jetzt war ich es, der von ihm zum infantilen Trottel erklärt wurde: „Lieber Herr Doktor, ich nehme

an, dass Sie zum Beispiel die parlamentarische Demokratie trotz allem für die beste Regierungsform halten und ich nehme an, dass Sie ihre Meinung nicht ändern werden, wenn ich Sie daran erinnere, wieviel Zehntausende in Lateinamerika unter dem Vorwand der Verteidigung dieser Demokratie abgeschlachtet und gefoltert worden sind, darunter einige sehr wertvolle Menschen aus meinem eigenen Orden.

Die Inquisition war ein grauenhaftes Verbrechen, grauenhafter, als Ihnen vielleicht bekannt ist. Aber ihre Opfer sind zumeist gerade deswegen verbrannt worden, weil ihnen die Wahrheit des Glaubens ein tiefes Anliegen war. Sie sollten deshalb ihre Leiden nicht als Argument dafür missbrauchen, dass auf diesem Gebiet alles egal ist, dass ein größtenwahnsinniges Gigerl wie dieser Bhagwan mit seiner zusammengestohlenen Esoterik sich letztlich nicht unterscheidet von einem Meister der Mystik wie zum Exempel Johannes vom Kreuz es einer war.“

Ich musste zugeben, dass er mich mit seinem Argument in eine Ecke geboxt und mir eine harte Gerade versetzt hatte. Normalerweise kann ich so etwas einem Diskussionspartner gegenüber sofort zugeben, aber in diesem Fall brachte ich es einfach nicht fertig, und das machte mich wütend. Ich fühlte mich in eine Richtung gedrängt, in die ich nicht wollte, von Argumenten, die mir allzu glatt erschienen, um wirklich überzeugend zu sein, die aber zu geschickt waren, als dass ich auf Anhieb ihre Schwachpunkte erkannt hätte. Hilario machte unaufhaltsam weiter, nach dem Rüffel, den er mir erteilt hatte, war er wieder ganz der reizende Gastgeber:

„Sehen Sie, soweit ich informiert bin, glauben im Moment, falls überhaupt, nur noch sehr wenige Physiker an die Alternative von Brans-Dicke zur allgemeinen Relativitätstheorie Einsteins.“ Ich hatte bis dahin noch nie etwas von Brans-Dicke gehört, offensichtlich handelte es sich um eine Theorie innerhalb der Physik, dem Namen nach vermutlich von zwei Forschern Brans und Dicke, die sich wohl im Widerspruch zu Einstein befanden. „Zumindest früher hat es aber auf beiden Seiten Anhänger gegeben und sie haben jeweils ihre eigene Version für eindeutig wahr und die andere für eindeutig falsch gehalten, ohne sich deshalb gegenseitig auf den Scheiterhaufen zu schicken.

Ich weiß nicht, was in den Leuten vorgeht, die sich so wunderbar tolerant vorkommen, wenn sie sich weigern, die eigene

Meinung als wahr anzusehen. Gut, sie behaupten, dass sie damit die Ansichten anderer Leute respektieren wollen. Was sie aber damit wirklich sagen, ist doch wohl, dass sie ihre eigenen Überzeugungen nicht ernst nehmen dürfen, weil sie andernfalls sofort allen Menschen an die Gurgel springen würden, die anderer Meinung sind als sie selbst. Das ist vielleicht eine lobenswerte Einsicht in die eigene geistige Beschaffenheit, aber kaum ein echtes Argument dafür, ausgerechnet in dem wichtigsten Bereich des Lebens die grundsätzlichste menschliche Frage zu verbieten, nämlich ob etwas wahr ist oder nicht.“

Er schien plötzlich zu merken, daß er mir mit diesem nachgelieferten Kommentar noch einmal heftig gegen das Schienbein getreten hatte, denn er lächelte gewinnend und wechselte das Thema: „Verzeihen Sie bitte einem ziemlich alten Mann seine Schärfe in einem Punkt, der ihm doch sehr am Herzen liegt. Aber ich vergaß, Sie nach Ihrem Knie zu fragen, eine alte Operation, wie mir heute Nachmittag die Wirtin unten im Ort gesagt hat? Sie haben zuvor noch recht starkt gehinkt, meinen Sie, daß Sie überhaupt morgen schon weiter können?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Ich weiß es natürlich nicht, aber ich möchte erst mal nichts riskieren. Könnten Sie mich denn irgendwohin bringen, von wo aus ich dann weiter komme?“

Hilario runzelte die Stirn. „Irgendetwas läßt sich sicher arrangieren. Ich würde Ihnen aber raten, zunächst einmal unsere Kreisstadt aufzusuchen,“ er nannte mir den Namen der Stadt, „es gibt dort einen ausgezeichneten Orthopäden, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann und recht gute Zugverbindungen. Leider komme nur ich selbst für Chaufferdienste in Betracht, und ich kann morgen nicht weg, übermorgen habe ich einen Termin dort in der Nähe und könnte Sie mitnehmen. Ich würde Ihnen also vorschlagen, sich hier morgen noch für einen Tag zu schonen.“ Er machte eine kurze Pause; ich erinnere mich noch genau daran, weil dieses Zögern für ihn so untypisch war. „Wenn es Sie interessiert, könnten wir dann unser Gespräch fortsetzen. Ich werde morgen vormittag unseren Traktor warten, im Geräteschuppen.“ Er zeigte in eine Richtung irgendwo hinter seinem Rücken.

Ich hatte, zumindest im Moment, bestimmt keine Lust, mich mit meinem Gegenüber den ganzen morgigen Tag lang auf eine Diskussion über sein persönliches Welterklärungssystem einzulassen, denn so hörte sich das Ganze an. Trotzdem, an seinem

Ausflug in die Physik war mir etwas aufgefallen und ich konnte es mir nicht verkneifen, noch einmal nachzuhaken und ihm wenigstens einmal an diesem Abend noch etwas Widerstand zu leisten. „Nur noch zu Ihrem letzten Vergleich,“ sagte ich so unschuldig wie möglich. „Es tut mir leid, aber ich brauche ein konkretes Beispiel, um da mitzukommen. Was wäre denn auf dem Gebiet, auf dem Sie die Wahrheit finden wollen, die Relativitätstheorie und was diese Brans-irgendwas?“

„Brans-Dicke“ erklärte er und fuhr ohne Zögern fort: „Auf dem Gebiet der Hochreligionen, wobei ich erst einmal erklären müsste, was darunter zu verstehen ist, gibt es ohne Zweifel mindestens zwei Modelle, die das Merkmal der Wahrheit an sich tragen und die trotzdem ganz unterschiedlich sind, das ist der Monotheismus mit seinen Spielarten und der Buddhismus.“

Mir reichte es jetzt endgültig mit diesem Mönch, der durch die Geistesgeschichte der Menschheit lief und selbtherrlich seine Schildchen mit „wahr“, „falsch“, „wertvoll“ und „unbedeutend“ verteilte. Eigentlich mehr, um die Fronten zwischen uns klarzustellen, fragte ich zurück: „Und Sie können dieses Merkmal der Wahrheit erkennen?“ Hilario schwieg und betrachtete mich. Zum ersten Mal sah ich, wie sich seine Augen in Stein verwandelten und auch seine Stimme war hart und fest geworden, als er sagte: „Ja.“

Wir schauten uns über den Tisch hinweg an, meine Abneigung gegen ihn war schon fast körperlicher Natur und ihm konnte es wohl auch nicht anders gehen. Er war für mich jemand, der in völliger Selbstüberschätzung in seinem Winkel eine geistige Weltmaschine zusammengebaut hatte und jetzt alles und jeden durch diesen Wolf drehte, er hielt mich vermutlich für einen engstirnigen Spieß, der seine abgedroschenen Denkgewohnheiten verteidigte. Dann fügte er plötzlich, mit derselben steinernen Stimme hinzu: "Und Sie auch."

Der Abschied zwischen uns war sehr höflich und sehr frostig gewesen. Ich hatte mich noch ein bisschen an die anderen Tische gesetzt und ein bisschen mit der Italienerin geflirtet. Dann war ich da drüben aus der Tür getreten und hatte den Mond gesehen, der noch im Osten stand. Dann war ging zum Tor gegangen. Von dort aus hatte sich ein herrlicher Blick ins Land hinein geöffnet. Lange war ich gestanden und hatte auf die stillen, versilberten Hügel gesehen.

Die Schönheit hatte mich gerührt, ein wenig kam ich zur Ruhe und mit der Ruhe stellte sich auch ein bisschen Scham ein. Ich hatte mich mit einem alten Mann über seine Lieblingsideen in die Wolle bekommen und hatte mich dabei aufgeführt, als ob ich weiß Gott was verteidigen müsste. Vielleicht war es der Wein gewesen. Ich hatte noch ein paar Tage Zeit. Es wäre nicht das Schlechteste, hier einfach noch ein bisschen auszuspannen und dieser Frater Hilario würde mich nach unserer Auseinandersetzung sowieso in Ruhe lassen. Ich hatte gesehen, dass im Essensraum das Kursbuch der spanischen Eisenbahn auslag, da konnte ich mir eine alternative Rückreise zusammensuchen.

Mein Entschluss hatte mich in eine ruhige Stimmung versetzt. Im Schlafsaal hatte ich erleichtert festgestellt, dass unter meinen Kollegen kein Schnarcher war und war angenehm langsam in den Schlaf weggedriftet. Und jetzt war ich aufgewacht, von diesem Traum, der mich in Panik versetzt hatte. Den Geschmack dieser Furcht spürte ich immer noch, aber wenn ich mir jetzt die Einzelheiten in Erinnerung rief, kam er mir eigentlich ganz harmlos vor.

Im Traum war ich hier vor der Klosterkirche gestanden und ein Mönch hatte von den Stufen aus die ganze Zeit auf mich eingeredet, und zwar in einem Spanisch, von dem ich kein einziges Wort verstand, obwohl ich es verzweifelt versuchte. Er hatte seine Kapuze tief nach vorne gezogen, so dass ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Ich hatte die ganze Zeit an drei Dinge gedacht, nämlich erstens, warum das Kirchendach eine so aufdringlich rote Farbe hatte, obwohl es doch eigentlich von einem verwitterten Grau war, zweitens, warum mein Gegenüber sich so versteckte, obwohl ich ihn doch kannte - ich hätte allerdings nicht sagen können, wer es war - und drittens, warum er dieses merkwürdige Spanisch mit mir sprach, obwohl ich irgendwie wusste, dass wir uns doch auf Deutsch unterhalten sollten. Diese nicht stimmigen Einzelheiten hatten mir Unbehagen bereitet, aber sie hatten mich nicht in Schrecken versetzt. Was war es aber dann gewesen, das mich hier heraus getrieben hatte?

Ich stand auf, drehte mich um und schaute auf das Portal hoch. Plötzlich stand es mir wieder vor Augen. In meinem Traum war das Jüngste Gericht über der Pforte verschwunden gewesen, stattdessen war da eine halbkreisförmige, glatte, graue Fläche, von der eine namenlose Bedrohung ausgegangen war.

Jetzt betrachtete ich wieder das verwitterte Jüngste Gericht. In meinem Rücken verschwand der Mond hinter den Dächern, ihr schwarzer Schatten war an dem Portal hochgewandert und hatte schon die untere Hälfte der Türe mitsamt dem Teufelchen verschlungen, ebenso wie meinen eigenen Schatten auf den Steinstufen. Plötzlich beschloss ich, diesen Frater Hilario in seinem Geräteschuppen zu besuchen, egal welche Bedenken ich am Morgen dagegen haben würde. Ich merkte, dass ich sehr müde war. Ich musste mich beeilen, wenn ich in den Schlafraum kommen wollte, bevor das letzte Mondlicht verloschen war.